

NZZ



## Geboren und gestohlen: In Georgien wurden jahrzehntelang Babys geraubt und zur Adoption in den Westen verkauft

Die gestohlenen Säuglinge sind heute erwachsen, leben verstreut auf der Welt - und suchen nach den Verbrechern von damals.

Pascal Amri und Sacha Batthyany (Text), Daniel Stolle (Illustrationen)

25.01.2025, 21.45 Uhr ⌚ 17 min

### 1. Die weisse Kiste

Im Sommer 2016 stirbt in der georgischen Hauptstadt Tbilissi eine Frau, von der ihre Tochter glaubt, es sei ihre Mutter.

Drei Tage dauert das Trauerritual, Verwandte kommen und gehen, der Priester spricht ein Gebet. Sie sitzen im Kreis, in ihrer Mitte der Sarg.

Drei Wochen später öffnet Tamuna Museridze im verlassenen Haus ihrer Eltern Schränke und Schubladen, nimmt eine weisse Kiste aus dem Regal, findet alte Pässe und Fotos des Grossvaters. Vergilbte Erinnerungen an eine vergangene Zeit. Beim Durchblättern stösst sie auf ihre Geburtsurkunde, liest die Namen ihrer Eltern und ihren eigenen, aber warum steht da ein falsches Geburtsdatum?

Eine tief vergrabene Erinnerung steigt in ihr hoch – Worte, die ihr ein Nachbarskind einst im Streit zurief: «Du weisst ja nicht einmal, wer deine Mutter ist.»

Sie ruft ihre Tante an, die Schwester ihres Vaters. Irgendwas ist doch seltsam, sagt sie ihr am Telefon. Doch die Tante legt wortlos auf.

Acht Jahre ist das her, seit Tamuna Museridze diese Kiste öffnete und damit nicht nur ihre eigene Geschichte, sondern die von Zehntausenden in Georgien verändert hat. Eltern, Brüder, Schwestern – Familien, von Tbilissi bis zum Schwarzen Meer.

Tamuna, 39, sitzt in einem Café in der Innenstadt von Tbilissi, eingehüllt in eine Camouflage-Jacke, ein pinkfarbener Fellkragen schmiegt sich um ihren Hals. Sie ist Fernsehmoderatorin und Influencerin, die Outfits und Taschen, die sie trägt, stammen von Firmen, die sie dafür bezahlen, ihre Produkte auf Facebook und Instagram zu präsentieren. So finanziert sie ihr Leben und ihren Kampf für Gerechtigkeit.

Sie zündet sich eine Zigarette an. «Mein ganzes Leben beruhte auf einer Lüge.»



Tamuna Museridze: «Und niemand sah hin.»

Erst dachte Tamuna, diese Lüge betreffe nur sie. Ein Geheimnis, wie jede Familie eines hat. Doch je tiefer sie grub, desto dunkler wurde der Abgrund, in den sie blickte.

Jahrzehntelang wurden Müttern in Georgien ihre Neugeborenen weggenommen und verkauft. Tausende Babys verschwanden und wurden Opfer illegaler Adoptionen.

Und niemand sah hin.

Niemand wollte wissen, was in den Geburtshäusern wirklich geschah, wie Ärzte sich mit zwielichtigen Adoptionsorganisationen zusammenlegten und Kinder mit gefälschten Papieren in die ganze Welt verhökerten; wie Geburtshelferinnen, Taxifahrer, Richter und Politiker zusammenspannten, um sich am Kinderhandel zu bereichern.

Bis Tamuna Museridze diese weisse Kiste öffnete und erkannte, dass die Frau im Sarg, um die sie 2016 getrauert hatte, nicht ihre leibliche Mutter war.

«Ganze Generationen in Georgien gehen gebückt durchs Leben», sagt Tamuna und rührt vier Stück Zucker in den Kaffee. Es ist die Scham, die auf ihnen lastet.

«Mütter schämen sich, weil sie es nicht schafften, für ihre Kinder zu kämpfen, und Adoptierte schämen sich, ihre leiblichen Eltern zu suchen, weil man ihnen einbleute, sie hätten dankbar zu sein.»

Es habe auch Mütter gegeben, die ihre Kinder willentlich abgaben, weil sie sich das Baby nicht leisten konnten oder es nicht wollten, «aber der grösste Teil aller Adoptierten wurde geraubt».

2017 erstellte Tamuna auf Facebook eine Gruppe und nannte sie «Vedzeb» – «Ich suche». Sie wollte anderen Adoptierten Mut machen. 2021 gründete sie eine NGO und wurde zum Gesicht einer Bewegung.

Mittlerweile arbeiten acht Frauen ehrenamtlich für die Organisation und durchforsten Archive von Spitälern. Über 1000 Familien haben sie zusammengebracht, die vor Jahrzehnten auseinandergerissen wurden. Ihre Facebook-Gruppe hat mehr als 250000 Mitglieder – in einem Land mit 3,7 Millionen Einwohnern.

Tag für Tag erscheinen neue Einträge von Müttern, die ihre Kinder suchen. Über Jahre klebte die Scham ihre Münder zu, jetzt beginnen sie zu sprechen.

Manche der Ereignisse datieren aus den achtziger Jahren, andere geschahen kurz nach der Jahrtausendwende. «Der Handel mit Kindern», sagt Tamuna, «dauert bereits über sechzig Jahre.»

Ihre Verwandten flehten sie an, nicht öffentlich darüber zu sprechen, sie beflecke den Ruf der Familie. Doch es gab kein Zurück.

Sie krempelt im Café den Ärmel hoch und zeigt mit dem Finger auf das Tattoo auf ihrem Unterarm: «I bring drama».

Ihre Patentante sagte zu Tamuna: Du wirst deine Mutter niemals finden, du kannst die ganze Welt absuchen.

Und so fing sie an, folgte jeder Spur, von der georgischen Provinz bis in die USA, und verfiel einem Sog; hoffte, bangte, verzweifelte, bis sie im Herbst 2024, ein halbes Jahr nach unserem Treffen im Café, vor der Frau stehen wird, die sie zur Welt gebracht hat.

Sie wird ihr in die Augen blicken. Die Hand ausstrecken.  
Mutter.

Aber die Frau wird sie anschreien.

## 2. Von hier und doch nicht



Es ist kurz vor Weihnachten 2024, ein später Nachmittag in der Nähe von Larnaka, einer Hafenstadt auf Zypern, 1200 Kilometer von Georgien entfernt. Panagiotis Souroukli, ein

Jurastudent, sitzt in einer Strandbar und bestellt Kaffee, die Wellen schwappen träge ans Ufer.

Panagiotis, 21, ist hier aufgewachsen und zur Schule gegangen, seine Eltern stammen aus einem Dorf ausserhalb der Stadt.

Er trägt ein sorgfältig getrimmtes Bärtchen, spricht Griechisch und liebt Souvlaki, grillierte Lammspiesse. Doch er hat empfindliche Haut und hasst die Sonne. Er möge auch keine Strände, sagt er, ihm seien die Winter am liebsten.

«Ich bin von hier und doch nicht.» Auf seinen rechten Unterarm hat er sich die Umrisse Georgiens tätowiert.

Die Säuglinge von damals, die den Müttern in den Geburtshäusern entrissen wurden, sind längst erwachsen und leben verstreut in aller Welt, in Russland, den USA, Deutschland oder hier auf Zypern.

Über Monate haben wir versucht, Kontakt zu Menschen aufzunehmen, die vom Adoptionsskandal betroffen sind.

Manche wollen nichts von ihrer wahren Herkunft wissen, halten den Deckel ihrer Vergangenheitskiste fest verschlossen; andere ahnen seit Jahren, dass etwas an ihrer Geschichte nicht stimmt, sitzen vor ihren Computern, schicken DNA-Proben rund um den Globus, um nach Verwandten zu suchen, und verzweifeln daran, nicht zu wissen, was wirklich passierte.



Panagiotis Souroukli: «Mein Leben begann mit einem Verbrechen.»

privat

Panagiotis ist eines von über einem Dutzend georgischer Kinder, die nach der Jahrtausendwende nach Zypern gelangten. Seine Adoptivmutter Katja konnte nach einer Fehlgeburt keine eigenen Kinder bekommen, worauf sie und ihr Mann Andreas sich für eine Adoption entschieden.

Als Teenager begann Panagiotis Fragen zu stellen. Er wollte wissen, warum ihn seine leibliche Mutter nicht behalten hatte, und suchte nach Hinweisen. Während der Pandemie schloss er sich mit georgischen Journalisten zusammen und fand Antworten: «Mein Leben begann mit einem Verbrechen.»

Nach allem, was Panagiotis heute weiss, kam er im Januar 2003 als Georgi zur Welt und wurde als Säugling seiner leiblichen Mutter weggenommen, «die aus der Gegend rund um die Grenze zu Abchasien stammen muss». Die ersten fünfzehn Monate seines Lebens verbrachte er bei einer fremden Frau in Tbilissi, bis er Anfang Mai 2004 in einem Hotel in der Hauptstadt, in dem sich heute ein Kosmetik-Shop namens «Black Market» befindet, seinen zypriotischen Eltern überreicht wurde.

«Es gibt ein Foto von diesem Moment, in dem alle versammelt sind», sagt Panagiotis, seine Adoptiveltern Katja und Andreas, die Babysitterin aus Tbilissi «und die Leute der Frank-Foundation», jener Organisation, die offiziell die Adoption vermittelte. Sie besorgte die Papiere, auf denen Panagiotis' Nachname, Rukhadze, und die Adresse seines Geburtsortes stand.

Beides gefälscht.

«Etliche Kinder wurden über diese Organisation aus Georgien in die ganze Welt verfrachtet, auch nach Russland und von dort in die USA», sagt Panagiotis, «ein Netzwerk aus Betrügern, die mit dem Kinderhandel Geld verdienten.»

Er habe keine Angst vor der Wahrheit, im Gegenteil, das hat er mit Tamuna gemein, der Influencerin: Die Ungerechtigkeit, die ihnen als Säuglinge widerfuhr, treibt sie an.

«Wie kann man Kinder stehlen?», fragt Panagiotis und blickt um sich. Es ist dunkel geworden, das Meer liegt vor ihm, schwarz und schwer wie ein Teppich. Drinnen im Lokal blinkt

ein einsamer Weihnachtsbaum. «Was sind das für Menschen, die Kinder verkaufen?»

2022 flog Panagiotis zum ersten Mal nach Georgien. Er habe den älteren Frauen auf den Strassen ins Gesicht geblickt, «ich dachte, ich könnte meiner Mutter an einer Kreuzung begegnen».

Vielleicht bist du es? Oder du? «Aber sie weiss ja gar nicht, dass ich existiere», sagt er leise.

Seitdem war er achtmal in Georgien, hat DNA-Proben eingeschickt, entfernte Verwandte gefunden, sogar die Tochter jener Babysitterin aufgespürt, bei der er die ersten Monate verbrachte.

«Ich bin ganz nah dran, meine Eltern zu finden», sagt Panagiotis. Er würde ihnen endlich in die Augen blicken können, würde vielleicht ganz nach Georgien zurückkehren, dorthin, wo die Winter kälter sind, so wie er es mag. Doch wenn man ihn fragt, was mit seinen Adoptiveltern geschähe, die ihn seit zwanzig Jahren grossziehen und jetzt mit dem Abendessen auf ihn warten, wird er still.

Würden sie ihn ziehen lassen?

### 3. Leichen in Georgiens Keller



Es ist klirrend kalt an diesem Märzabend in Tbilissi. Von den Protesten, die das Land in den kommenden Monaten erschüttern werden, sind Vorbeben spürbar. Die Georgier stehen vor der Entscheidung, ob sie sich an Russland binden oder nach Europa ausrichten. Es geht um Georgiens Zukunft.

Den zwanzig Frauen aber, die sich jetzt vor dem Parlamentsgebäude versammeln, geht es um ihre Vergangenheit.

Sie suchen totgegläubte Söhne, totgegläubte Töchter, geboren vor Jahrzehnten, verloren in den Schlafsälen georgischer Geburtshäuser. Manche von ihnen halten Klarsichtmäppchen

unter dem Arm, verblichene Akten, stille Zeugen einer brüllenden Ungerechtigkeit.

Auf Einladung einer Parlamentsabgeordneten werden sie heute zum ersten Mal angehört. Im Inneren des Gebäudes sind die Gänge mit Teppich ausgelegt, schwere Kronleuchter werfen ihr Licht auf bange Gesichter. Nun erzählen sie ihre Geschichten, die unterschiedlich beginnen, aber alle gleich enden: Die hochschwangeren Mütter gingen in dasselbe Geburtshaus in Tbilissi, in dem auch Tamuna zur Welt kam. Die Kinder, die sie gebären, starben in den Tagen nach der Geburt, so sagte man es ihnen.

Heute wissen sie, dass man sie anlog.

In der Sowjetunion, zu der Georgien bis 1991 gehörte, war eine Geburt streng geregelt. Niemand durfte in den Kreissaal, kein Ehemann, keine Angehörigen. Nach der Entbindung wurden die Neugeborenen von den Müttern getrennt, sie sahen sie nur zum Stillen. So war es den Ärzten möglich, die Säuglinge unbemerkt zu stehlen.

«Plötzlich hiess es, es sei tot», sagt eine der Mütter mit zitternder Stimme. Dabei habe sie zuvor die Putzfrau bestochen, um ihr Kind kurz in den Armen zu halten, und war sich sicher, es sei gesund gewesen.

Tränen. Gerötete Gesichter. Murmelnde Zustimmung, dann resigniertes Nicken.

Eine Frau erzählt, sie habe verlangt, dass ihr totes Kind obduziert werde. Drei Monate lang wurde sie hingehalten,

dann rief der Leiter des Geburtshauses an. Sprach von einem Missverständnis, sagte, man habe das Kind längst begraben.

Die Frauen um sie herum bekreuzigen sich. Ein Handy klingelt.

#### 4. Babys aus der Gefriertruhe



Tamuna (als Kind): «Niemand, der mich aufnahm, wenn ich weinte.»

Ein paar Tage später sitzt Tamuna Museridze am Steuer ihres Jeep Patriot, sie wird in Sighnaghi und in Gurdschaani

erwartet, im Osten Georgiens. Aus dieser Gegend wurden besonders viele Kinder über Jahre hinweg aus Geburtshäusern gestohlen, das weiss sie aus den Nachrichten der Mütter und Väter, die sie über Facebook erreicht haben.

Ihr Wagen rollt durch das ewig verstopfte Tbilissi, ihre Augen verborgen hinter einer Sonnenbrille, im Mundwinkel eine Zigarette.

Tamuna steuert mit der rechten, scrollt mit der linken Hand, tippt, telefoniert, schickt Sprachnachrichten. Auf ihrem Rücksitz liegen DNA-Tests, kleine weisse Kartonschachteln, die totgegläubte Kinder zurückbringen könnten.

Adoptionen, legal wie illegal, sind psychologische Kartenhäuser, die jederzeit einstürzen können. Betroffene ringen ein Leben lang mit quälenden Fragen: Warum wurde ich weggegeben? Wessen Kind bin ich? War ich gewollt?

Viele sprechen von Schuldgefühlen und Bindungsängsten, andere arbeiten ihr Leben lang eine falsche Dankbarkeit ab, die sie zu den Adoptiveltern verspüren, denn noch immer hält sich die Vorstellung, eine Adoption sei die Rettung eines Kindes aus ärmlichen Verhältnissen in ein besseres Leben.

Die Realität ist verworrener. Auch in der Schweiz.

In einem Bericht aus dem Jahr 2023 räumte der Bundesrat ein, dass es bei Adoptionen aus zehn Herkunftsländern, darunter Sri Lanka, Rumänien und Chile, zu «Unregelmässigkeiten» und «Missbräuchen» gekommen sei. Man habe zu sehr auf

die Bedürfnisse der Adoptiveltern geschaut und zu wenig auf die Situation in den Herkunftsländern.

Eine Expertengruppe arbeitet daran, die Vorschriften zu verschärfen und die Zahl der Herkunftsländer für Adoptionen zu vermindern. Ein kompletter Stopp internationaler Adoptionen, wie in den Niederlanden, steht offenbar zur Diskussion.

Aus heutiger Sicht ist es schier unvorstellbar, wie Behörden Kinder jahrzehntelang aus allen Teilen der Welt ohne genaue Prüfung in die Schweiz holten, im festen Glauben, etwas Gutes zu tun.

Dabei war es nicht selten umgekehrt: Nicht die Kinder wurden gerettet, sei es aus Äthiopien oder Bangladesch, sondern die Adoptiveltern, die sich ihren Kinderwunsch erfüllten und nicht immer genau hinsehen wollten, wie ihr Glück zustande kam.

Tamuna rast an einsamen Dörfern vorbei, Weinbergen, Autowerkstätten, dann, plötzlich und majestätisch, die Berge des Kaukasus. Wenig später steht sie in Gucci-Turnschuhen in der Stube eines älteren Ehepaars im georgischen Niemandsland. Nodari, der Mann, steht auf und holt den Schnaps, seine Frau Nana spricht wenig, es ist ihr Gesicht, das von Kummer erzählt.

Auf dem Tisch liegt die Geburtsurkunde ihrer verschollenen Tochter.

Tamuna reicht Nana ein Röhrchen, in das sie Speichel für eine DNA-Probe geben muss. Nodari fährt voraus und weist den Weg zum alten Geburtshaus, wo seine Tochter damals, vor vierzig Jahren, zur Welt kam, eine Brache mitten im Nichts.

Das Gebäude wurde längst abgerissen, aber Nodari, Vater ohne Kind, erinnert sich genau: Hier hörte er damals, dass seine Tochter die Geburt nicht überlebt hatte. Er fährt sich mit der Hand durch sein schlohweisses Haar. Könnte es sein, dass sie lebt?

Er bedankt sich, steigt in sein Auto, und während er mit schlenkerndem Auspuff über Schotterstrassen holpert, fragt man sich, wie all die Kinder verschwinden konnten, ohne dass es jemand gesehen haben will. Wie ist das möglich?

Andererseits: In Spanien gab es die «niños robados». Schätzungen gehen von 300000 illegalen Adoptionen aus, die unter Franco begannen und bis 2001 andauerten. In Irland, wo uneheliche Schwangerschaften als Schande galten, wurden bis 1998 über 50000 Mütter ihrer Kinder beraubt, die man zur Adoption freigab. Ähnlich war es in Chile, in Korea. Auch in der Schweiz wurden Tausende Kinder verdingt und den Eltern weggenommen, auch hier will jahrelang niemand davon gewusst haben.

Wieso also nicht auch in Georgien?

Vor dem Kollaps der Sowjetunion wurden Babys innerhalb des Landes verkauft und kosteten 1500 georgische Maneti, ein damaliges Jahresgehalt.

Später wurde das Geschäft international, und die Preise stiegen: Bis zu 30000 Euro bezahlten Eltern für ein Kind in den 2000er Jahren.

Tamuna steigt ins Auto, nächster Termin, ähnliche Geschichte. Sie fährt nach Signaghi, einer Touristenstadt, bekannt für den Wein, und trifft sich mit drei Müttern und zwei Vätern, geeint im Schmerz, der sie lähmte, als man ihnen mitteilte, ihre Kinder seien gestorben.

Auch hier stellte niemand Fragen. Die Welt war eine andere in den achtziger Jahren, und die Sowjetunion hatte ihre eigenen Regeln: Das totalitäre System forderte Gehorsam, trübte den Blick und wusch das Gehirn.

Was hätten sie denn tun sollen, all die Nodaris und Nanas, überwältigt von Trauer, zermartert von Schuldgefühlen: Viele waren dankbar, wenn die Verantwortlichen der Geburtshäuser anboten, sich um alles zu kümmern, Totenschein, Beerdigung, Formalitäten, nicht ahnend, dass genau diese Verantwortlichen in den Kinderhandel verstrickt waren.

«Natürlich gab es Eltern, die sich wehrten und das Kind sehen wollten», sagt Tamuna. Viele wurden getröstet, «und wenn sie keine Ruhe gaben, holte man die Leiche eines Säuglings aus der Gefriertruhe und zeigte sie den Familien.»

Unterschiedliche Quellen berichteten, dass ihnen ein totes Baby gezeigt wurde. Wer würde da widersprechen?

Ein gefrorenes Baby als Beweis.

Und so legte sich die Scham über die Lippen. Dreissig Jahre, vierzig Jahre. Wozu reden? Es galt, das Leben zu überstehen, die Sowjetunion kollabierte, Bürgerkriege entflammten, Massaker in Abchasien, von denen der Westen so wenig weiss.

Doch dann, als die Erinnerung zu verblassen drohte, als sich die Mütter und Väter mit dem Kindstod bereits abfanden, tauchte eine Influencerin mit rotem Lippenstift im Fernsehen auf und sprach über Adoptionen, vorehelichen Sex, Verbrechen in Geburtshäusern und korrupte Ärzte.

Da brachen Krusten auf bei vielen älteren Frauen und Männern. Und all die Fragen: Lebt mein Kind noch? Wie finde ich es? Und: Was denkt es von mir?

Eine der Mütter sagt, sie wolle ihre Buben finden und ihnen sagen, dass sie sie nicht verkauft habe. «Ich bin keine böse Mutter.»

Es ist dunkel, als Tamuna ihren Jeep zurück nach Tbilissi lenkt, die Zigarette im Mund, die Strassen unbeleuchtet.

## 5. Nicht ohne meinen Sohn



Ein Bild aus Kindheitstagen. Panagiotis Souroukli: «Bin ganz nah dran, meine Mutter zu finden.»

In der Küche der Familie Souroukli auf Zypern läuft der Fernseher, zweimal die Woche gibt es Souvlaki – Fleischspiesse, wie Panagiotis sie liebt. Seine Eltern, Katja und Andreas, haben ihm schon als Kind erzählt, dass er adoptiert wurde. Andere kommen im Bauch, sagten sie ihm, du kamst im Flugzeug.

Bei der Suche nach seinen Wurzeln hätten sie ihn immer unterstützt, sagt die Mutter. Doch jedes Mal, wenn er nach Tbilissi reist, packt sie die Angst, dass er nicht zurückkommt, weil er sich dort vielleicht zu Hause fühlt.

Mit glasigen Augen schaut sie rüber zu Panagiotis, sie will, dass er ihr widerspricht, aber der ist mit seinem Fleischspieß beschäftigt.

Andreas, der Vater, ein schweigsamer Mann, der ein kleines Taxiunternehmen führt und Malinois züchtet, Belgische Schäferhunde, gross wie Ponys, die jeden Eindringling «in Stücke zerfetzen», legt den Arm um seinen Sohn.

Als sie sich damals für eine Adoption entschieden, erschien eine Frau von den zypriotischen Behörden, um zu prüfen, ob sie für ein Kind sorgen könnten. Worauf Andreas antwortete, er habe sich schon um blinde Hunde ohne Beine gekümmert, was die Frage solle, und offenbar klang er überzeugend – im Mai 2004 flogen sie nach Tbilissi, mit einem Koffer voller Geld. «Wir hatten diesen einen Plan: hinfliegen – und mit einem Kind zurückkommen.»

Sie trafen in einem Hotel auf eine Frau, so erzählt es der Vater, die ihnen ein Baby übergab für 25000 Euro. Für die Ausreisepapiere zahlten sie noch einmal 3000 extra, «um einen Richter zu bestechen».

Natürlich wusste Andreas, dass nicht alles legal war. Als Taxifahrer kenne er sich mit der Mafia aus. Aber dass es sich bei dem Kind um ein gestohlenen Baby handeln könnte, eines, das einer Mutter entrissen wurde, die nicht wusste, wie ihr geschah? «So weit haben wir nicht gedacht.»

Er blickt zu Panagiotis, seinem erwachsenen Sohn, später boxen sie sich in die Schultern als Zeichen ihrer Nähe.

Alles sei gut gegangen, sagt Katja, bis zu diesem Moment am Flughafen in Athen. Beim Umsteigen fiel einem Polizisten am Schalter auf, dass etwas mit den Papieren des Babys nicht stimme.



Andere Baby kommen im Bauch. Panagiotis kam im Flugzeug.

«Was ist das für ein Kind?», habe er gefragt. «Wo ist der Pass? So läuft das nicht.»

Worauf Andreas durch die Öffnung in der Scheibe griff und den Mann am Kragen packte: «Ich gehe nicht ohne meinen Sohn», habe er ihm gesagt und sei weitergelaufen. Sie lachen, als sie sich das erzählen, es ist der Beginn ihrer Familiengeschichte.

Doch was, wenn Panagiotis seine leibliche Mutter findet?  
Wenn er sich entscheidet, in Georgien zu bleiben?

Stille in der Küche, die Hunde dösen.

«Ich möchte sie nur kennenlernen», sagt Panagiotis, als wollte er sich dafür entschuldigen, und steht auf. Er will noch was Süßes, kauft sich ein Eis, und während er durch die Instagram-Profile georgischer Tanten dritten Grades scrollt, sagt er: «Ich will, dass ich sagen kann, ich habe alles dafür getan, meine Mutter zu finden.»

## 6. Am Ziel

Jeden Montag steht Tamuna Museridze in einem Fernsehstudio im Westen Tbilissis und moderiert ihre Sendung «Vedzeb», die sich um illegale Adoptionen dreht. Sie hat ihre Suche nach den Eltern und den Kampf gegen das Unrecht zu ihrem Beruf gemacht.

Anfangs war da ein Schmerz, als sie es schaffte, Mütter mit verlorenen Kindern zu vereinen, während ihre eigene Mutter verschollen blieb. Heute sagt sie: «Das Glück der anderen ist auch mein eigenes.»

Für ihr Engagement erhielt Tamuna die Ehrenmedaille von der damaligen georgischen Präsidentin Salome Surabischwili. Doch die Regierung weigert sich, das Geschehene systematisch aufzuarbeiten.

Vielleicht ist es Furcht. Vielleicht will man die Vergangenheit lieber ruhen lassen. Wer in Ländern wie Georgien oder Russland in alten Wunden bohrt, fällt schnell in Ungnade, wird als Verräter gebrandmarkt oder vom Balkon geschubst.

Monatelang war sie jeder Spur gefolgt, auf der Suche nach ihren Wurzeln, bis sie sich im Jahr 2022 am Ziel wähnte. Die DNA-App, die sie jeden Morgen als Erstes öffnete, meldete einen Treffer. Es war der Moment, den sie auf einer Couch ihrer Hypnosetherapeutin immer wieder durchgespielt hatte: Was, wenn ich sie finde?

Tamuna lernte in jenem Jahr dank übereinstimmenden Speichelproben eine Cousine zweiten Grades kennen, die in den USA lebte. Sie blickte in Gesichter von Verwandten, von deren Existenz sie nichts gewusst hatte. Ihre Eltern fand sie nicht.

Und noch immer weiss sie nicht, was nach ihrer Geburt geschehen ist. Wurde sie gestohlen oder abgegeben?

«Der traurigste Moment in meinem Leben war, als meine Tochter zur Welt kam», Tamunas Stimme stockt. «Ich schaute sie an, ein kleines, hilfloses Geschöpf. Und ich realisierte, dass ich allein war, als ich geboren worden war – niemand, der mich aufnahm, wenn ich weinte.»

Sie sagt das auf dem Parkplatz hinter dem Spital in Tbilissi. Jenem Ort, wo sich das Geburtshaus befand, in dem ihre Mutter sie vor vierzig Jahren zur Welt brachte.

«Es ist unheimlich, zu wissen, dass hier Säuglinge verkauft wurden», sagt Tamuna und blickt um sich. Im Hintergrund kreischt eine Kreissäge, Wind kommt auf.

Das Geburtshaus wurde längst abgerissen. Wo heute Autos parkieren, warteten damals Männer, die nicht zu ihren Frauen ins Geburtshaus durften.

Mit Farbe schrieben sie die Namen und Geburtsdaten der Kinder an die Wand, die sie nie kennenlernten. Bis heute prangen die Schriftzeichen an verwitterten Mauern. «Samo», in gelber Schrift, daneben in Schwarz: «Saba Sabashvili, geboren am 16. Mai 2006».

Tamuna weist auf einen Backsteinbau mit bröckelnden Wänden. Früher wohnte hier der Wachmann des Spitals, er habe die Dokumente der Säuglinge unterschrieben, die aus dem Geburtshaus gestohlen wurden. «Er hat sich als Vater der Kinder ausgegeben», erzählt Tamuna.

Sie geht um das Haus, tritt vor ein vergittertes Fenster und klopft an die Scheibe, bis eine alte Frau mit schmalen Augenbrauen öffnet. Der Wachmann lebe hier nicht mehr, sagt sie, er wohne um die Ecke, neben der Bäckerei.

Wieder so eine Spur, von der es schon Tausende gab.

Dort angekommen, öffnet sie ein Tor zu einem Innenhof. In der Ecke verlottern Ladas aus der Sowjetzeit, ein Hund kläfft, bis die Bewohner aus ihren Häusern kommen; eine Frau in Pantoffeln mit goldener Schnalle und zwei Männer, der eine mit glimmender Zigarette. Sein Vater habe im Geburtshaus

gearbeitet, «aber keine Dokumente unterschrieben». Und auch die Frau in den Pantoffeln sagt, sie sei dort angestellt gewesen als Geburtshelferin.

Ob sie von den gestohlenen Babys gehört habe, fragt Tamuna.

Die Frau fasst sich ans Kinn, als würde sie nachdenken. Ihre Nägel sind silbern lackiert. Sie habe gehört, dass Kinder verkauft wurden. «Aber das war, bevor ich dort gearbeitet habe.»

Und vielleicht ist sie das, die Antwort in ihrer ganzen Banalität auf die zentrale Frage, wie Kinder unbehelligt verschwinden konnten.

Diese Antwort trägt Pantoffeln mit goldener Schnalle, steht in einem Hinterhof zwischen verrosteten Ladas und einem kläffenden Hund, hat silberne Nägel und tut, was sie ihr Leben lang schon getan hat. Sie schaut weg.

Monate vergehen, bis Tamuna an einem Spätsommertag des vergangenen Jahres ein Gartentor zu einem Haus in Sugdidi öffnet, einer Kleinstadt im Westen Georgiens, und einen 72-jährigen Mann umarmt, den sie nie zuvor gesehen hat, einen ehemaligen Tänzer am georgischen Staatsballett, Gurgen Khorava.

«Ich war», schreibt sie später auf Instagram, «erstaunlich ruhig an diesem Tag.»

Gurgen ist ihr Vater.

Acht Jahre sind vergangen, seit Tamuna die weisse Kiste im Haus ihrer Adoptiveltern geöffnet hat und mit ihren Recherchen die Geschichte ihres Landes umpflügte.

Jetzt sehen sie sich an, lachen und suchen in den Falten ihrer Gesichter nach Vertrautem. Den ganzen Nachmittag verbringen sie zusammen, Gurgen spielt Akkordeon, Tamuna lacht in ihre Kamera und veröffentlicht die Videos auf Facebook.

Ihr Vater wusste nicht, dass er eine Tochter hat, erfährt sie. Tamuna war das Ergebnis seiner flüchtigen Affäre mit einer Frau, die er aus den Augen verlor.

Danach ist Tamuna nicht mehr zu erreichen. Auf Nachrichten antwortet sie nicht. Sie postet Bilder mit neuen Cousinen, umarmt ihren Halbbruder, dazwischen Fotos von Armani-Schuhen, Videos von Demonstranten in den Strassen von Tbilissi, die gegen die Putin-freundliche Regierung protestieren.

Irgendwann schreibt sie: «Harte Zeiten in Georgien.»

Über ihre Mutter will sie nicht sprechen. Sie trafen sich in Wien und werden sich nie mehr sehen. Sie weiss jetzt, dass ihre Mutter sie weggab. Immerhin.

Sie hat alles getan für diesen Moment, hat Mauern eingerissen, gebaut aus Scham, zementiert in einem konservativen Staat, in dem Männer ihre Affären vertuschten, kinderlose Frauen sich grämten, Adoptiveltern um ihren Ruf fürchteten und Verwandte sie deckten.

Sie hat sich so sehr gewünscht, eine Mutter zu finden, und fand eine Frau, die keine Tochter will.

Ein Artikel aus der «[NZZ am Sonntag](#)»

## Passend zum Artikel



### Georgien vor einer Richtungswahl zwischen Russland und dem Westen

Die Opposition in dem südkaukasischen Land ist zuversichtlich, den moskaufreundlichen Machthaber Iwanischwili an der Urne besiegen zu können. Doch es gibt auch skeptischere Stimmen. Der Kampf um die Ausrichtung Georgiens dürfte sich bald zuspitzen.

Ludwig T. Heuss 11.09.2024 ⌚ 6 min



### Was heisst es, adoptiert zu sein? Zehn Betroffene erzählen ihre Geschichte

Entwurzelung, Zwangsadoption und Kinderhandel: Adoptionen haben heute einen schlechten Ruf. Doch zwischen den 1940er und den nuller Jahren wurden Zehntausende Kinder adoptiert. Wie ist es ihnen ergangen?

Esthy Baumann-Rüdiger, Katharina Bracher, Andrea Spalinger, (Text); Annick Ramp (Bilder) 07.03.2024 ⌚ 28 min



Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.